

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 26 (1936)

Heft: 26

Artikel: Alaska-Gold [Fortsetzung]

Autor: Droonberg, Emil

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644754>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Alaska-Gold

„Das muß ich sofort Mr. King und Eileen sagen. Es wird sie beruhigen, daß der Mann sogar eine indianische Medizinfrau für sie hat kommen lassen. Er weiß recht gut, daß es mit seinen Hoffnungen auf eine größere Geldsumme zu Ende ist, wenn sie stirbt.“

Sie wandte sich zum Gehen, hielt aber plötzlich ihren Schritt an und drehte sich noch einmal nach Escher um. Aus ihren Augen brach schon wieder der Schalk.

„Eigentlich ist es schade, daß Ihnen das Tanzen kein Vergnügen macht. Sie hätten sonst Eileen auffordern können. Ich weiß, daß sie gern tanzt.“

„Aber wer sagt Ihnen denn das?“ rief Escher übermütig. „Ich hatte selbstverständlich nur das Tanzen mit den anderen gemeint.“

„Mich eingeschlossen?“

„Ausgeschlossen.“

Er war im Begriff, Mrs. King nach Eileens Platz zu folgen, als er sich am Arme festgehalten fühlte. Es war Mr. Ogilvie, der Gastgeber.

„Kommen Sie, Mr. Escher, ich habe eben Muße, mit Ihnen in irgendeinem stillen Winkel eine Zigarre zu rauchen.“

„Wollen Sie mir meinen Partner entführen, Sie herzloser Mensch?“ fragte Mrs. King schmollend.

„Ja, aber nur um Blutvergießen zu verhindern, denn die Gentlemen dort in Ihrer Ecke sind bereits in heller Empörung darüber, daß er Sie ihrer Gesellschaft solange entzogen hat. Sie wissen, was Eifersucht alles vermag.“

Dann wandte er sich wieder an Escher.

„Kommen Sie, wir gehen in mein Arbeitszimmer, dort können wir in aller Gemütsruhe ein wenig plaudern.“

Escher war die Aufforderung in diesem Augenblick höchst unwillkommen, aber es blieb ihm kaum etwas übrig, als ihr Folge zu leisten. So warf er nur noch einen verstohlenen Blick nach Eileen hinüber, die indessen ihr Gesicht wieder abgewandt hielt. Diesmal konnte er aber nur darüber lächeln, denn er wußte, daß es nur geschah, weil sie sich unter einer Folter befand, zu erfahren, welchen Erfolg Mrs. Kings Mission gehabt habe. Die Röte in ihren Wangen machte ihm das völlig klar. Und wenn er sich doch noch darüber im Zweifel befunden hätte, so würde ihm eine leichte Drehung des Kopfes, die sie sich nicht versagen konnte und ein kurzer Seitenblick, der ihn aus ihren Augen traf, alle Zweifel darüber genommen haben. Er nickte ihr lächelnd zu und hatte noch die Genugtuung, zu sehen, wie ein befreiender Ausdruck die bekommene Spannung in ihren Zügen ablöste und sie ihm ebenfalls zunieste. Dann schritt er an der Seite Ogilvies aus dem Drawing Room, um sich nach dessen Arbeitszimmer zu begeben.

Es war lange nach Mitternacht, als Escher das Haus des Kommissars verließ, um nach seiner Wohnung zurückzukehren. Er wollte dort die Nacht verbringen und sich am andern Tage wieder nach dem Claim begeben. Seine Gedanken waren noch völlig bei den Erlebnissen der letzten Stunden.

Die Unterredung mit dem Kommissar hatte seine Vermutung bestätigt, daß er die Einladung zu dem Gesellschaftsabend lediglich seinem Kampfe gegen die Korruption hier verdannte. Als kluger Beamter hatte Mr. Ogilvie ihn in der Hauptfache veranstaltet, um in möglichst zwangloser Form mit den Männern Fühlung zu gewinnen, die in irgendeiner Weise in dem öffentlichen Leben des Distrikts eine Rolle spielten. Er hatte Escher auch ohne weiteres zu-

Roman aus der Zeit der grossen Goldfunde in Kanada und Alaska von Emil Droonberg. Copyright by Hesse & Becker, Leipzig.

26

gegeben, daß seine Berichte in ganz Kanada und den Vereinigten Staaten großes Aufsehen hervorgerufen hätten und ihm auch nicht verschwiegen, daß ihn seine Regierung in Ottawa zu einem ausführlichen telegraphischen Bericht über die Zustände in Dawson aufgefordert habe.

Die herrschende Korruption bestritt er nicht, wies aber auf die Schwierigkeiten hin, die die ihm untergeordneten behördlichen Stellen hätten, sie auszurotten, da sie stets nur auf Grund vollgültiger Beweise dagegen einschreiten könnten. Bei der Zusammensetzung der Bevölkerung hier brauchte man sich ja freilich über die Bereitwilligkeit so vieler, alles zu beenden, was ihnen oder ihren Freunden vorteilhaft erschien, nicht zu wundern, es er schwere aber das Arbeiten der Behörden ungeheuer, die gewiß vom besten Willen besetzt seien.

Von der Bildung eines Vigilanzkomitees habe er Kenntnis erhalten. Er könne sich zwar vorstellen, daß ein solches unter Umständen viel Gutes zu stiften vermöge, denn es arbeite nicht unter dem Nachteil wie die Behörden, die bei der so häufigen Unmöglichkeit der Herbeischaffung vollgültiger Beweise manchen Verbrecher laufen lassen müßten. Sein Vorgehen erfolge meist schon auf einen gutgegründeten Verdacht hin und es habe auch seine besondere und meist recht wirkame Methode, aus falschen Zeugen die Wahrheit herauszulösen. Trotzdem müsse er sich seinem Weiterbestehen mit allen Mitteln, die ihm zur Verfügung ständen, widersetzen, denn die Aufrechterhaltung von Gesetz und Ordnung sei ausschließlich Aufgabe der Behörden und dürfe ihnen nicht aus der Hand genommen werden.

Escher hatte ihm darauf sehr verbindlich, aber doch in aller Deutlichkeit erwidert, daß nach seiner Beurteilung die Vigilanten den Behörden nur die Korruption, nicht aber die Aufrechterhaltung von Gesetz und Ordnung aus der Hand nehmen wollten, denn es sei leider nicht zu leugnen, daß gerade die Beamten ein vollgerüttelt Maß von Schuld an dieser trügen. Solange dem Kommissar, dessen gute Absichten er gern anerkenne, von den Politikern in Ottawa nicht die nötige Unterstützung zuteil werde, dürften alle seine Bemühungen von vornherein zur Erfolglosigkeit verurteilt sein. In Dawson habe man es im Grunde genommen doch nur mit den kleinen Betrügern zu tun. Die großen säßen in Ottawa, verhandelten wertvolle Konzessionen an ihre Freunde für ein Butterbrot, entzögten das heilte Claimgelände dem ehrlichen Miner, um es für Spekulationszwecke aufzubewahren, während viele Tausende von denen, die hier verdienstlos in der Stadt säßen, sich zum mindesten beseidene Vermögen aus ihnen herausarbeiten könnten. Und wie sei es mit den Alkohol-Lizenzen? Tausende von Galionen des abscheulichen Zeuges kämen in das Land, um dann sechsfach verdünnt für einen Dollar das Glas verkauft zu werden. Wer striche den Gewinn davon ein? Er sei sich vollkommen klar darüber, daß die Aufgabe, die er unternommen, dem Lande zum Nutzen gereiche, aber nur, indem man die Korruption und ihre Nutznieder rücksichtslos der Öffentlichkeit preisgibt. Und das werde er auch weiterhin tun, solange die Notwendigkeit darüber bestehe.

Es machte ihm fast den Eindruck, als ob der Kommissar im stillen mit seinem Vorgehen einverstanden sei, obwohl er es sorgsam vermied, dies auch nur durch ein einziges Wort zum Ausdruck zu bringen.

Als aber ihre Unterhaltung zu Ende gekommen war und sie nach dem Drawing Room zurückkehrten, hatte Escher das Gefühl, als habe sie jedem von ihnen eine größere Achtung vor dem anderen verschafft.

Dann hatte er noch einige glückliche Stunden in Eileens Gesellschaft verbracht, und es war der Gedanke an sie, der ihn auf dem Wege durch die dunklen Seitenstraßen hauptsächlich beschäftigte.

So langte er endlich vor seinem Hause an und war eben im Begriff, die Sturmtür aufzuschließen, als er plötzlich eine massive Gestalt neben sich auftauchen sah. Der Bruchteil einer Sekunde genügte, ihn den Kraftmenschen Stokes erkennen zu lassen. Längere Zeit zu irgendeiner weiteren Wahrnehmung blieb ihm auch nicht, denn im gleichen Augenblick fühlte er einen dumpfen Schlag auf seinen Kopf niedersausen und glaubte noch den Knall eines Revolverschusses zu vernehmen, dann war sein Bewußtsein ausgelöscht.

— — — — —
„Na, da sind wir ja“, sprach eine fremde Stimme.

Escher hatte seine Augen aufgeschlagen, aber sein Gehirn schien nicht zu arbeiten. Er konnte keinen Gedanken formen und war sich nur eines leisen Verwunderns bewußt. Dann wurde es klarer in seinem Hirn. Er merkte, daß er sich in einem Raum befand, der durch eine schirmlose Petroleumlampe erhellt wurde. War es Abend oder Morgen?

Aber das war ja doch sein Haus, in dem er sich befand. Nur den Mann, der an seinem Bett saß und eben zu ihm gesprochen hatte, kannte er nicht. Und in seinem Kopfe fühlte er eine sonderbare, schmerzende Dämpftheit, die es ihm schwer machte, klare Gedanken zu fassen.

Dann plötzlich brach die Erinnerung an das, was mit ihm vorgegangen, durch den sein Gehirn füllenden Gedanken-nebel durch.

„Ich bin wohl ohne Bewußtsein gewesen?“ fragte er.

„Ja. Mehr als eine ganze Stunde“, entgegnete der Fremde. „Glück für Sie, daß ich in der Nähe war, sonst lägen Sie jetzt steifgefroren draußen. Ihr Partner hier“, er machte eine Wendung nach der Lagerstätte des Landagenten, — „hat schwer geladen und soviel Tiefgang, daß ich vergeblich versucht habe, ihn an die Oberfläche zu bringen.“

Escher hörte erst jetzt die lauten Schnarchtöne seines Stubengenossen. Er richtete sich auf und setzte sich auf den Rand des Lagers.

„Bleiben Sie doch liegen“, riet der Mann.

„Oh, es geht ganz gut. Ich möchte mir doch über alles klar werden. Das letzte, dessen ich mich erinnere, ist, daß ein Mann, der hier unter dem Namen Stokes bekannt ist, mich plötzlich von hinten überfiel und mir, ehe ich mich wehren konnte, einen Faustschlag auf den Kopf versetzte. Hätte ihn meine Pelzmütze nicht gedämpft, so wäre ich jetzt ein toter Mann. Ich glaube aber, ich habe auch einen Schuß gehört.“

„Der kam von mir. Ob er in Stokes' Anatomie irgendwelchen Schaden angerichtet hat, weiß ich nicht. Fürchte, er ist fehlgegangen, denn als der Kerl davonrannte, schien ihm nichts zu hindern.“

„Wie kamen Sie aber dazu, gerade im rechten Augenblick hier in dieser menschenleeren Straße zu sein und wer sind Sie?“

„Das ist alles sehr einfach. Ich arbeite für Mr. Greenstone. Bin einer von seinen Sleuths*). Wir sollten ausfindig machen, wo Tobin Stokes seine Frau untergebracht hat. Well, wir haben die Stadt gründlich durchkämmt und da wir weder sie noch ihn fanden, war es ziemlich sicher, daß er sie aus der Stadt fortgeschafft hatte, schon bevor wir auf seine Spur gehekt wurden. Nun sah ich ihn heute zufällig in der Straße und heftete mich an seine Fersen. Einmal würde er ja doch heimgehen, und dann würde ich wissen, wo er mit seiner Frau haust. Ich sah ihn das Haus

des Kommissars umschleichen und Ihnen folgen, als Sie herauskamen. Das andere wissen Sie ja. Er schlug Sie nieder, und ich sandte ihm eine Kugel auf den Pelz. Der Sicherheit wegen gab ich noch einen Pfiff aus meiner Signalpfeife, denn Stokes hätte es mit mir machen können, wie mit Ihnen. Ich wäre ihm nicht gewachsen gewesen. Es war keiner von meinen Kollegen in der Nähe und mein Signal nur ein Bluff. Aber er wirkte, Stokes rannte davon. Freilich, seine Spur habe ich jetzt verloren.“

„Nein, ich habe sie gefunden. Sein Aufenthalt ist bekannt. Er wohnt mit seiner Frau in The Forks. Morgen hätte Mr. Greenstone Sie auf jeden Fall von der Suche nach ihm zurückgerufen.“

„Dann ist ja die Sache all right“, entgegnete der Mann. „Auf jeden Fall konnte ich Sie nicht im Schnee draußen liegen lassen, denn wenn Sie noch nicht tot waren von dem Schlag, so wären Sie in zehn Minuten vor Kälte gestorben. Sind Sie jetzt wieder ganz all right, Mister?“

„Ja, und ich danke Ihnen für Ihre Hilfe.“

19.

Gestohlene Claims sind nicht immer billig.

Erst am folgenden Tage war Escher nach seinem Claim zurückgekehrt, und einige Wochen waren nun schon unter der harten Arbeit dort vergangen. Wie jedem, der lange Zeit keine schwere Muskelarbeit verrichtet hat, war sie ihm zuerst eine wahre Folter gewesen. Jede Schaufel Erde, die er aus dem Schachtloche heraußhob, erschien ihm am Abend so schwer wie reines Gold. Am Morgen fing der Jammer schon an. Jede neue Schaufel schien mehr Gold zu enthalten als die vorige, bis er in der letzten halben Stunde vor Abbruch der Arbeit das Gefühl hatte, als seien es lauter Nuggets, die seine lahmen Armmuskeln aus dem Schacht warfen. Das fortwährende Heben der schweren Erdmassen zuletzt bis über seinen Kopf hinauf, setzte Muskeln in Tätigkeit, die wohl kaum jemals zuvor Arbeit geleistet hatten, und der Schmerz war kaum zu ertragen.

Morgens war es am schlimmsten, und er stöhnte und fluchte nach einer Nacht, in der er sich trotz seiner Erschöpfung fast ruhelos auf seinem Lager gewälzt hatte.

Norton hatte es besser. Als Farmer war er an schwere körperliche Arbeit gewöhnt, und auch Schmidt schien weniger zu leiden. So bis auch Escher die Lippen zusammen und schließlich stellten sich auch seine Muskeln mehr und mehr auf die ungewohnten Anforderungen ein.

Eines Tages erhielten sie den Besuch eines Halbbluts.

„Say, boys“, sagte er nach einer kurzen Begrüßung, „ich bin gekommen, euch einen Vorschlag zu machen.“

„Kennen Sie uns denn?“ fragte Escher.

„Besser, als Sie denken“, war die Antwort. „Sie sind doch der Mann, den die Consolidated um seinen Claim beschwirbelt hat? Sie und die kleine Man?“

Escher nickte.

„Well, genau so hat sie's mit mir gemacht, und ich möchte wissen, mit wieviel anderen. Die anderen gehen uns aber im Augenblick nichts an. Sollen für sich selber sorgen. Ich habe für uns gesorgt, wenn Sie meinen Vorschlag annehmen.“

Escher und auch seine beiden Freunde bescherten sich den Mann genauer. Er saß auf einem roh zusammengeschlagenen Stuhl am Tische, hatte die Beine übereinandergeschlagen und nahm von Zeit zu Zeit mit Wohlbehagen einen Schluck heißen Kaffee aus dem Becher, den Norton ihm gereicht. Dann, bevor er weitersprach, rollte er sich eine Zigarette, entzündete sie und, nachdem er zwei oder drei Züge getan, musterte er Escher und seine Freunde mit einem scharfen Blick. In seinem etwas flachen Gesicht mischte sich die steinerne Ruhe des Indianers auf sonderbare Weise mit der vorsichtigen Klugheit des Schotten.

*) Sleuth = schottisch: Spürhund.

„Yes, boys, wie ich schon sagte, ich kenne euch. Ihr seid ehrlich und rechtschaffen, was man verdammt nicht von jedem hierherum sagen kann. Und ihr seid fleißige Arbeiter und keine Trinker. Das ist die Hauptsache bei dem Vorschlage, den ich euch zu machen hierhergekommen bin. Well, um nun die Geschichte kurz zu machen. Ich bin auch Miner, verstehe wenigstens soviel davon und vielleicht auch noch ein bisschen mehr, als ihr. Nun habe ich einen guten Tip. Das ist eigentlich nicht das richtige Wort, denn ich habe Gewissheit. Ich weiß nicht genau, wie gut mein Tip ist, aber ich möchte darauf wetten, daß er besser ist, als das, was ihr hier habt. Und das geht euch ja außerdem nicht verloren. Mag sein, daß meine Sache bloß zehntausend Dollars wert ist, mag aber auch sein hunderttausend und zweihunderttausend. Ich brauche Partner dazu, Partner, die arbeiten, wie die Pferde, und die ihren Mund halten können. Seid ihr dabei?“

„Hat es irgendetwas mit der Consolidated zu tun?“ fragte Norton.

„Ja, sie soll uns bezahlen, was sie uns gestohlen hat.“ (Forts. folgt.)



12,000 Kilometer unterwegs wegen einer totalen Sonnenfinsternis von 2½ Minuten.

Zu der am 19. Juni stattgefundenen totalen Sonnenfinsternis reisten 10 amerikanische Astronomen von der Harvard-Universität und dem Massachusetts-Institute for Technology nach Russland, wo die Sonnenfinsternis am längsten zu sehen war. Unser Bild zeigt die Ankunft der Gelehrten in Plymouth. Die Führer der Gesellschaft sind Dr. Donald Menzel (2. v. r.) und Dr. W. Brode (3. v. r.).

Welt-Wochenschau.

Vor einem grossen Wendepunkt.

In Montreux wurde von Bundesrat Motta die sogenannte „Meerengenkongress“ eröffnet. Es wäre unsern Bundesvätern zu gönnen, wenn sie mehr solche Zusammenkünfte, die ohne weiteres Erfolg versprechen, eröffnen dürften. Mit Bergnügen würden wir unser Land als „Land der Verhandlungen“ schelten lassen. Die Türkei hat alles getan, um an der Konferenz nur bereite Partner zu finden, und was sie erstrebt, wird sie erhalten: Die Dardanellen und die vorgelagerten Inseln des Ägäischen Meeres werden wieder unter die militärische Hoheit Angoras zurückkehren; die „türkische Republik“ wird die Ermächtigung haben, Kriegsschiffen die Erlaubnis zur Passage abzuschlagen oder zu erlauben, und was über eine gewisse Tonnenzahl geht, braucht sie überhaupt nicht passieren zu lassen. In Kriegszeiten darf sie eigenmächtig schließen oder öffnen, wem sie will. Somit wäre alles in schönster Ordnung, was die Türken betrifft. Aber nicht, was die andern Mächte angeht.

Denn ohne daß man gewahr wurde, wie es kam, zeigte sich bei Anlaß dieser Konferenz der sogenannte „historische Gegensaß“ zwischen Großbritannien und Russland, den man seit dem Kriege als unwichtig genommen, und der seit Hitlers allbedrohender Aufrüstung ganz und gar in ein Zusammenmanöverieren des stalinischen Reiches und der Westmächte umzuschlagen schien, ganz gleich wie 1914. Nicht daß sich die Russen und Engländer direkt befieheln würden. Sie verfolgen nur bestimmte Bündnisabsichten, die nicht in der gleichen Richtung laufen.

Die Russen benutzen die Tatenlosigkeit Frankreichs auf äußerenpolitischem Gebiete, um sich die Balkanvölker als Schüblinge gegen das Dritte Reich näher zu binden. Seit dem Ausgleich mit Rumänien werben sie um Bulgarien, haben die Hand bei allen griechischen Händeln im Spiel, sind die selbstverständlichen Freunde der Türken und gelten in Berlin als geheime Militärralliierte der Tsche-

chen. „Die Tschechei ein Flugplatz Russlands“, lautet das neuerdings in Deutschland herumgebotene Schlagwort. Mit den Jugoslawen, die von Italien, Ungarn und Habsburg am meisten zu fürchten haben, will den Moskauern die Aufnahme der Verbindungen nicht gelingen; Belgrad hat wie Holland, die Schweiz und Portugal nicht einmal die Sovietregierung anerkannt. Es sitzen dort Emigranten, die ihre serbischen Militärfreunde von einer Annäherung ans „Rote Reich“ abhalten, und diese „weißen Russen“ lägen nichts lieber, als daß Belgrad sich dem Dritten Reich in die Arme würde. Die maximalen Aussichten der Russen dürften momentan nicht über die Pakte mit den Türken, Tschechen und Rumänen hinauswachsen. Der größere Teil des Balkan-Donauraumes bleibt ihnen verschlossen.

In diesem Zusammenhang gewinnt die Diskussion um die demokratische Sovjetverfassung ihren deutlichen Sinn: Die antibolschewistischen Argumente des Westens, die den Weg auch im Balkan sperren, müssen gestützt werden. Dann gewinnt auch in den umworbenen Gebieten die demokratische Opposition Oberwasser.

England nun sucht auch einen Platz. Es trachtet nach einer umfassenden Mittelmeeralianz ohne Russland. Italien aber soll dabei sein! Der Balkan-Bund, die Kleine Entente, Frankreich, und eben Italien, das Österreich und Ungarn mitbringt: Von hier aus will England den Block schaffen, der die weitere Politik in Europa untermauern soll. Das konservative Kabinett, der eifrige „Sanktionenlord Eden“ eingeschlossen, hat wenigstens in diesem einen Fall Entschlossenheit gezeigt, hat gegenüber der empörten öffentlichen Meinung des eigenen Landes beschlossen, die Sanktionen fallen zu lassen und selbst im Völkerbund den Antrag hiezu zu stellen. Entweder hat Mussolini allerlei versprochen, was in London das Gefühl einer möglichen Zusammenarbeit erwedte, oder man denkt sich die Sache so, daß das geldbedürftige Italien nirgendwo als in England Hilfe finden werde, und darum wird man sich mit ihm arrangieren und tut so, als ob man schon gewiß sei, keinen bessern Verbündeten und Garanten des europäischen Friedens finden zu können als Rom! Rom, das aus Kapitalbedürfnis müssen wird!